



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Bilder aus der Grafschaft Glatz. 4. Landeck : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Mitgefühl Ihnen selbst aussprechen. Jetzt nun gar, wo der Ort, den er in Griechenland zuerst betreten [Missolonghi], zu Grunde gegangen und vielleicht sogar das Haus zerstört ist, das der werthe Mann bewohnte."

Den Schluß des Briefes an Sterling bildet ein frommer Wunsch, mit dem auch wir schließen wollen: „Möge es uns Überbliebenen so wohl gehen, als die Zeiten, in die wir gekommen sind, und das menschliche Geschick, das über uns alle waltet, nur immer erlauben will.“



## Bilder aus der Grafschaft Glatz

Von Otto Kaemmel

### 4. Landeck

(Schluß)



er diesem Badgetriebe entgehn will, ist nach wenigen Schritten im einsamen Hochwald. Wie Landeck ganz eingehüllt ist von dem Grün der Gärten und Parks, von Linden- und Rosenduft durchweht, von munterm Bache durchflossen, so erhebt sich auf drei Seiten das Waldgebirge von etwa 450 bis nahezu an 1000 Metern Höhe, und überall quillt und rauscht es dort von lebendigem Wasser, das in kleinen und größern Rinneu der Viele zuströmt, alles mit üppigem Pflanzenwuchs erfüllend. Das ist der Sudetenwald, den Eichendorff, der geborne Schlesiener, bei seinem vielgesungenen Liede im Auge hat: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“; an Thüringen oder den Harz hat er dabei nicht gedacht. Unmittelbar unter der Georgentapelle führt ein Wiesental in langamer Steigung zwischen den Abhängen des Waldgebirges aufwärts. Ein klarer Bach bildet einen Teich, auf dem bunte Rähne zu einer harmlosen Wasserfahrt einladen. Keine Viertelstunde weiter breitet sich zwischen uralten Tannen eine Lichtung aus. Dort liegt eine Molkerei, die aber auch andre Getränke verschenkt, und im Schatten der hohen Bäume der „Waldtempel“, auch er ein Denkmal einer vergangnen Naturschwärmerei: ein tempelartiger Bau mit einer Vorhalle von vier hölzernen ionischen Säulen unter einem griechischen Giebel; in dessen Felde prangt der springende weiße Löwe auf rotem Grunde, das böhmische Wappentier; in der Vorhalle über der Eingangstür zu der Halle selbst stehn die etwas sentimentalen Verse:

Hier, wo durch dichtes Laub die Sonne sich verzehret,  
Der allerwärmste Tag in kühle Nacht sich kehret,  
Hier sucht der Menschen Freund, betäubt vom Stadtgewühle,  
Erholung für den Geist und für das Herz Gefühle,  
Und hier bekennt er frey, daß ohne Brunk und Pracht  
Vergnügen nur allein den Menschen glücklich macht.

So sang ein schlesischer Poet zur Zeit von Goethes italienischer Reise gewiß ganz im Sinne des Erbauers, und der war 1786 kein geringerer als jener Graf Hoym, der allmächtige „dirigierende Minister“ von Schlesien (seit 1770), der sich 1806 so haltlos und kopflos benahm, aber durchaus der Bildung und

dem Geschmacke der Zeit huldigte. Ein paar Jahre später, im Sommer 1790, brachte auch sein König Friedrich Wilhelm der Zweite der modischen Naturschwärmerei seinen Tribut, indem er die Heuscheuer erließ. In dem bescheidenen Raume dieses „Waltempels“, der kaum so groß ist wie ein ansehnliches Zimmer und durch Bogenfenster erhellt wird, hat am 2. August 1813, wie drinnen eine spätere Inschrift auf einer schwarzen, einfach umrahmten Tafel meldet, „unser unvergesslicher König Friedrich Wilhelm der Dritte den zu früh verklärten Kaiser Alexander von Rußland“ bewirtet, einen Tag vor seinem Geburtstage, eine Woche vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes (10. August), als auch in die Stille dieses Waldtales die ungeheure Aufregung, die einer großen Entscheidung vorauszugehen pflegt, gedrungen war. Aber recht haben die klappernden Alexandriner des Grafen Hoym noch heute: es ist immer kühl und schattig unter diesen mächtigen Bäumen, deren Wurzeln der murmelnde Waldbach neigt, und an warmen Nachmittagen sammeln sich hier Hunderte von Gästen aus Landeck, an Sonntagen auch aus Glatz; dann spielt mitunter die Kurmusik, ein Springbrunnen, von der neuen städtischen Hochquellenwasserleitung gespeist, treibt seine glitzernde rauschende Wassersäule hoch empor. Gelegentlich hält hier eine Abteilung der Glatzer Garnison auf einem Übungsmarsche kühle Paß, dann herrscht ein paar Stunden buntes militärisches Leben, und die rauschenden Klänge der Regimentskapelle schmettern durch den Waldfrieden wie zu der Zeit, wo hier das königliche Hauptquartier stand. Ernste kriegerische Ereignisse hat Landeck seitdem nicht mehr erlebt; nur am 26. Juni 1866 kam eine Brigade des sechsten Armeekorps von Patzschau her über Sauernig nach Glatz marschierend hier durch.

Ein ganzes Netz von trefflich angelegten und unterhaltenen Wegen führt in den Hochwald hinauf; stundenlang kann man hier wandern, ohne einen Menschen anzutreffen, und immer wieder erfreuen reizende Blicke auf eine grüne Waldblöße, ein tief eingesenktes Tal, eine ragende Höhe, bald in hellem Sonnenlicht, bald in tiefem Schatten. Zu geringerer Höhe erhebt sich die Südseite dieses Landecker Forstes, zu größerer die Nord- und Ostseite. Gruppen von mächtigen Granitblöcken, mauerartig geschichtet wie auf dem Kamm des Riesengebirges, ragen hier und da auf dem Hochplateau auf und gewähren zuweilen eine anmutige Fernsicht auf das obere Bielethal und das fernere Waldgebirge bis zum Schneeberge, so im Süden der hohe Achillesfels und eine weniger ausgedehnte der Schollenstein. Den hat der General von Grawert, der in der Nähe angeessen war, im Jahre 1812 Befehlshaber des preussischen Hilfskorps gegen Rußland, vorher (seit 1807) Generalgouverneur von Schlesien, der wegen körperlichen Leidens den Feldzug von 1813 nicht mitmachen konnte, zu einer Art Denkmal dieses Feldzuges gestaltet. Auf dem Gipfel des Felsens steht ein hohes, hölzernes Kreuz, darunter auf einer Marmortafel die Worte: *In hoc signo vinces* 18. Oktober 1813 und in vergoldeten Messingbuchstaben auf Holz die Zeilen, die in den hervorgehobnen Buchstaben mit einem Anagramm dieselbe Jahreszahl wiedergeben: *Borussia hoc signo Vincens fortes eoDem ornat peOto*. Denn Grawert war ein wissenschaftlich hochgebildeter Offizier, und der eben aufsteigende Neuhumanismus liebte wieder diese gelehrten Spielereien. Mächtiger sind die sonst sehr ähnlichen Felsgruppen auf dem höhern nördlichen Kamme, dem Dreiecker, die zum Teil von unten sichtbar sind; die schönste Aussicht aber gewährt der Ringelstein im Osten, denn von hier gesehen erhebt sich der Schneeberg in voller Höhe über dem tief eingeschnittenen obern Bielethal und den ihm vorliegenden niedrigeren Bergzügen, inmitten einer prachtvollen Waldlandschaft, aus der nur selten eine menschliche Wohnung hervorschaut.

In etwa derselben Höhe (774 Meter) liegen auf einem nach drei Seiten steil abfallenden schmalen Rücken, im Walde völlig versteckt, die Reste einer ansehnlichen Burg, aus Bruchsteinen roh gemauert ohne irgendwelche künstlerische Zutat. Das ist Karpenstein, der älteste Herrnsitz dieser Gegend, um 1300 gegründet, bestimmt, den Gebirgsübergang nach Schlesien (über Waldeck) zu beherrschen, zugleich Mittelpunkt einer großen Lehnherrschaft, die etwa dem Bezirke des Amtsgerichts Landeck entsprach, also den ganzen Südosten des Glatzer Landes umfaßte. Das böhmische Geschlecht der Glubosz, das sie bis gegen 1350 innehatte, hat vermutlich die ersten deutschen Kolonisten in diese entlegenen Waldtäler der obern Viele und ihrer Zuflüsse gezogen. Dann wechselten die Besitzer mehrfach; zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts waren es die Kruszina. Als diese sich mit den umliegenden Herren und der Stadt Landeck in eine Fehde verwickelten, wurde der Karpenstein 1443 erobert und zerstört, wie es zu dieser Zeit des aufstrebenden deutschen Bürgertums in den Randlandschaften Böhmens so oft geschehn ist, und die große Lehnherrschaft zerfiel. Ihren nächsten Teil, den Landecker Forst, erwarb um 1500 Landeck; eine deutsche Stadtgemeinde wurde die Erbin des böhmischen Herrengeschlechts, in diesen Landschaften ein typischer Vorgang. Tief unten zu Füßen der alten Burg in einem von Waldbergen eingeschloßnen Hochtale, das sich nordwärts längs der Grenze hinzieht, werden die zerstreuten Höfe des Dorfes Karpenstein sichtbar, hier und da unter einer uralten Linde niedrige Blockhäuser unter grauen Schindelbächern. In tiefer Einsamkeit breiten sich die Wiesen und Felder aus, auf denen das spärlliche Getreide noch im August der Reise entgegenharrt. Aber der Landbriefträger fehlt auch hier nicht und vermittelt die Verbindung mit der Kulturwelt.

Gegenüber dem Landecker Forst auf der Westseite der Viele und dicht bei Landeck erhebt sich ein langgestreckter, bewaldeter Hügel, der alte Galgenberg, der jetzt in Bismarckkoppe umgetauft ist. Von seinem nördlichen Vorprunge bietet er den schönsten Blick auf den tief unter ihm liegenden Kurort und seine nächste Umgebung, von einer Felsgruppe am Südennde, dem Moltkefelsen, eine weite Aussicht über das ganze Gebiet der obern Viele und ihrer Seitentäler bis zum Schneeberg hin, ein Waldücken über dem andern, dazwischen die hellen Linien der Straßen und die langen Dörfer, halb in Grün versteckt. Es ist ein Kulturgebiet für sich, das sich dort öffnet und das vorübergehend belebter war als heute.

##### 5. In alten Bergrevieren

Eine prächtige Waldstraße führt von Landeck an der Viele aufwärts vorüber an mehreren Schneidemühlen und am „Germanenbade“, einer Kaltwasserheilanstalt, in idyllischer Lage mitten im herrlichsten Hochwald, vielbesucht von Heilbedürftigen jeder Art, nach Olbersdorf. Hier öffnet sich das Land, Wald und Berge treten zurück, Felder und Wiesen bedecken die breiten Talsohlen, ausgedehnte Reihendörfer: Olbersdorf, Schreckendorf, Seitenberg, Gompersdorf, Gerzdorf strecken ihre Hüfen zu beiden Seiten der Straßen bis zur Höhe hinauf, wo auf die Bergwiesen der dunkle Nadelwald folgt, der die Grenzscheide zwischen den Fluren bildet; dahinter steigt in größerer Nähe zur Linken das einsame Vielegebirge auf, das Quellgebiet der Viele, die aus der Weißen und der Schwarzen Viele — die Bedeutung des slawischen Namens ist eben vergessen — zusammenrinnend bei Seitenberg scharf aus der ostwestlichen Richtung nordwärts umbiegt; in größerer Ferne zeigt sich der Schneeberg. Hier ist jetzt die größte Grundherrschaft die der Familie des Prinzen Albrecht von

Preußen, der Seitenberg und Schreckendorf und das Vielegebirge gehören, als Erbschaft der Prinzessin Marianne der Niederlande (1838), alte Freirichterhöfner aus dem vierzehnten Jahrhundert: die Kirche von Schreckendorf bestand schon 1337. Was eine solche kapitalkräftige, wohlwollende und umsichtige Herrschaft für die Gegend bedeutet, sieht man hier wieder: prächtige Straßen führen durch die Forsten des Vielegebirges, die Eisenbahn reicht bis Seitenberg, hier besteht eine große Holzschleiferei, Zündhölzchenfabrik und Marmorbrüche, sodaß man sogar in manchem Bauernhause Fliesen und Schwellen aus Marmor trifft, und Schloß Ramenz, der schönste Herrnsitz Schlesiens, seinen Marmorschmuck von hier bezogen hat; daneben qualmen die Schornsteine einer Glasfabrik, der Dranienhütte. Diese moderne Industrie ist nur die Nachfolgerin einer ältern. Schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestand ein Eisenwerk in Seitenberg, 1606 ein solches hier und in Schreckendorf, doch gingen sie im Dreißigjährigen Kriege zugrunde. Gegen dessen Ende, 1643, wurde der Betrieb wieder aufgenommen; als er nicht mehr lohnte, wurde 1864 der Schreckendorfer Hochofen ausgeblasen und dafür die Dranienhütte gegründet. So hat Seitenberg zum Teil ein mehr städtisches Aussehen gewonnen, und ansehnliche Gasthöfe zeugen von einem regern Verkehr. Hier liegt auch das herrschaftliche „Schloß“, ein sehr einfaches Gebäude, aber umgeben von einem schönen Park und etwas abseits von einem ausgedehnten Wirtschaftshofe, schräg gegenüber malerisch auf einem isolierten Hügel die alte Dnofriuskapelle zwischen mächtigen Linden; hier geht zur Rechten die Straße nach dem Ruhpasse (950 Meter), über den man steil nach dem halbpinen Wölfelsgrunde hinabsteigt oder auf den Schneeberg gelangt. Hier trifft die Mohre, von Süden herabkommend, mit der Viele zusammen. Der Bach ist so stark, daß man daran gegangen ist, etwas oberhalb einen ansehnlichen Stauweiher anzulegen, der den unregelmäßigen Abfluß des Gebirgswassers regulieren und elektrische Kraft liefern soll. Über die Talsohle führt die Straße durch offnes Land geradeswegs südwärts nach einer der jüngsten Gründungen dieser Gegend, Wilhelmstal, in 560 Meter Seehöhe, dem „Grunde“. Es ist eine kleine Bergstadt in einem flachen, sich nach Norden öffnenden Gebirgskessel aus der Blütezeit des böhmischen Bergbaus im sechzehnten Jahrhundert, namentlich unter Rudolf dem Zweiten, der der Grafschaft Glatz 1578 eine neue Bergordnung gab. Sein oberster Münzmeister für Böhmen, Wilhelm Freiherr von Oppersdorf, legte 1581 den Ort an, der 1582 ein Bergamt, 1584 ein Wappen und das Marktrecht für zwei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt erhielt. Noch 1729 verlieh Karl der Sechste dem Stadtrat die Obergerichte. Aber der Kampf gegen das hier und in der ganzen Umgegend wie so oft in den Bergorten um sich greifende Luthertum, der zu gewalttätiger Rekatolisierung führte (in Wilhelmstal 1623), schädigte den Bergbau schwer, und der Erzreichtum erschöpfte sich. Ein großer Brand verwüstete 1824, ein Hochwasser 1829 das sinkende Wilhelmstal, bis es endlich, auf wenige hundert Einwohner (kaum 600) herabgekommen, 1891 rechtlich in ein Dorf verwandelt wurde.

Heute ist es sozusagen eine lebendige Ruine, deren Anlage noch die Hoffnungen des Gründers verrät. In der Mitte breitet sich auf ansteigendem Terrain ein riesiger, viereckiger Ring, berechnet auf einen großen Verkehr, aber heute fast ganz eine ungepflegte Rasenfläche, auf die die dunkeln Waldhöhen des Vielegebirges still hereinschauen. Mitten darauf steht, umgeben von vier Laternen und einigen Linden, der Schutzheilige Böhmens, Nepomuk. Spitzgieblige, schindelgedeckte Häuser ringsum, darunter eine Schmiede, in der der Hammer klingt, eine „Spezerei-, Tabak- und Zigarrenhandlung“, eine „Schnittwarenhandlung“, ein kleines Gasthaus „zum Blauen Hirsch“, davor ein paar Eschen, aber es hat wenig

Verkehr. Es ist noch Mittag und totenstill. Eine Frau sitzt unter braunem Tongeschirr in der Nähe des heiligen Nepomuk, aber niemand kauft; ein Wagen, mit Rinde beladen, fährt vorüber, schläfrig und verstaubt harvt der klapprige Postomnibus der Fahrgäste nach Seitenberg, das einzige Verkehrsmittel Wilhelmstals mit der Kulturwelt, dann und wann gehn barfüßige, blonde Kinder vorbei, spielen und rufen einander zu in unverfälschtem schlesischen Dialekt. An der obern Seite zeigt sich das ebenfalls schindelgedeckte Pfarrhaus. Ein paar kurze Gassen mit ähnlichen Häusern und einigen kleinen Läden gruppieren sich um den Ring. Höher als der Ring liegt die Kirche, die anfangs dem heiligen Bartholomäus geweiht war, bei einem Neubau 1672 dem heiligen Joseph zugeweiht wurde, ein auf weit größere Verhältnisse berechneter, äußerlich gotischer Bau, aber mit einem Tonnengewölbe gedeckt. Daran schließt sich der stille Friedhof. Die Einwohnerschaft der alten Bergstadt sieht, wie es scheint, mit geringen Hoffnungen auf die Zukunft. Der Wirt zum Stern dicht bei der Kirche, der etwas mehr Vertrauen einflößte als der Blaue Hirsch und einen trinkbaren herben weißen Ungarwein darbot, bemüht, nach Kräften seinen einzigen Gast zu unterhalten, klagte, der Bergbau sei längst erloschen, Industrie gebe es nicht, die Eisenbahn reiche nicht bis hierher, „die Kleinen bleiben sich selbst überlassen“. Lichtblicke waren für ihn offenbar das vor kurzem begangne fünfundzwanzigjährige Stiftungsfest der Feuerwehr und die bevorstehende Kirnmes des nächsten Sonntags. Der Pfarrer habe es gut; wenn er die Messe gelesen habe, sei er für den Tag fertig. Es lag etwas wie müde Resignation über dem Manne.

Ob der auch hier beginnende Fremdenverkehr dem Orte aufhelfen könnte? Der Wald ist allerdings etwas weit entfernt, und stärkere Anziehungskraft übt der Kleffengrund. Dahin führt eine gute, hochliegende Straße, die kaum 2 Kilometer vor Wilhelmstal beim Mohrhof, einem großen Vorwerke, an einem marmornen Wegpfeiler abgeht und durch das kleine Mohrau den Eingang des Grundes erreicht. Auch diese Ansiedlung verdankt erst dem Bergbau auf Silber und Magneteisenstein ihre Entstehung gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; denn hier findet der Ackerbau bei der hohen Lage (650 Meter) weder das Klima noch den Raum. Deshalb gibt es hier nur kleinere Höfe, dafür verarbeiten zahlreiche Schneidemühlen, von der Kraft des rauschenden Bergbachs getrieben, den Holzreichtum des Gebirges, eine durchaus bodenständige Industrie. Allmählich wird das anfangs noch ziemlich weite und sonnige Tal enger, die dunkelbewaldeten Bergwände rücken zusammen, die Wiesen verschwinden, die Häuser werden seltner, und in tiefer Waldeinsamkeit taucht ein ganz ansehnlicher Gasthof „Kaisersruh“ auf, der von Sommerfrischlern viel besucht wird. Denn hier läuft eine der Hauptzugangsstraßen nach dem Schneeberge, die bei der Kolonie Neu-Kleffengrund den am weitesten vorgeschobnen Posten erreicht.

#### 6. Ein geistlicher Herrnsitz

Die katholische Konfession der großen Mehrheit im Glatzer Lande, die Kreuze an den Straßen, die Nepomukstandbilder auf Brücken und Plätzen bis auf die Festung Glatz hinauf, das alles deutet auf den alten Zusammenhang der Grafschaft mit Böhmen, der in der kirchlichen Zugehörigkeit des Ländchens zum Erzbistum Prag noch heute fortbesteht. Allerdings verwaltet ein Großdechant von Habelschwerdt aus die kirchlichen Angelegenheiten ziemlich selbständig, aber der Name des Erzbischofs steht unter jeder kirchlichen Verordnung, und er selbst ist auch schon gelegentlich im Lande erschienen. Umgekehrt steht das österreichische Schlesien noch heute unter dem Fürstbistum Breslau. Ein Austausch dieser Diözeseanteile erscheint somit leicht als eine natürliche Sache, und doch hätte sie

ihre großen, nicht bloß äußern Schwierigkeiten. Der reiche Grundbesitz des Fürstbistums Breslau liegt auf österreichischem Boden, ein Rest des Fürstentums Meiß, das seit etwa 1290 dem Fürstbistum gehörte und in seinem preussischen Teile erst 1810 in der schwersten Notzeit des Staats eingezogen wurde, während ihm der österreichische Anteil erhalten blieb; hier ist der Mittelpunkt seiner Verwaltung in Freiwaldau, hier hat der Fürstbischof noch heute seine Sommerresidenz auf Schloß Johannisberg über Zauernig.

Das ist das Ziel eines landschaftlich lohnenden und interessanten Ausflugs von Landeck aus. Die ausichtsreiche schöne Straße steigt in großen Windungen vom Bielethal nach dem Ramme des Reichensteiner Gebirges, des Grenzgebirges, aufwärts. Immer tiefer sinkt das waldumkränzte Landeck, das von hier das anmutigste Bild darbietet, immer höher heben sich die Bergzüge heraus, die bis zum Schneeberge seinen Hintergrund bilden; tief unten bleiben rechts und links die grünen Matten der Täler, aus denen zur Linken die farbigen Ziegeldächer des Dorfes Leuthen heraufschimmern. Hoch oben, etwa 700 Meter, liegt an der Straße das einsame Bergschloß mit dem Zollamt, unterhalb eines Hügelz zur Rechten, der den Namen „die Festung“ trägt und wirklich zur Beherrschung der Straße vortrefflich geeignet war. Im heißen Sommer mag sich hier kühle Sommerfrische halten lassen; im harten Winter liegt die kleine Ansiedlung, die letzte auf dieser Strecke diesseits der Grenze, oft wochenlang im tiefen Schnee vergraben und von allem Verkehr abgeschnitten, denn dann ist die ganze Straße unpassierbar. Kurz nach dem Bergschloß ist die Passhöhe und damit die Grenze erreicht. In langen Kehren zieht sich die Straße auf dem hier waldlosen Abhange hinunter; tief unten liegt ganz im Grün versteckt das große Dorf Krautenwalde um den spitzen Turm seiner schönen neuen gotischen Kirche. Die Höfe und Häuser, Blockhäuser unter Schindeldächern, erscheinen dürrer und schlechter gehalten als auf der andern Seite; doch zeigen ein „Marienhaus“ und ein „Schweizerhaus“, daß auch hier Sommerfrischler nisten. Dem raschen Bache folgend tritt die Straße in ein enges Gebirgstal zwischen steilen Berglehnen und dunkeln hochstämmigem Nadelwald; von rechts mündet der schöne Krebsgrund, durch den ein anderer Passübergang über Waldeck nach Karpenstein und Landeck führt; dann öffnet sich das Land, einzelne Häuser, eine Mühle, ein hohes Schloß auf einem waldigen Bergrücken werden sichtbar; die westliche Vorstadt von Zauernig beginnt, etwa vier Gehstunden von Landeck.

Es ist eine alte Ansiedlung schon slawischen Ursprungs. Der Name (von Javoru, Ahornbaum) kommt im Nordosten nicht selten vor, bezog sich aber ursprünglich nur auf das Dorf; die Stadt ist sicherlich deutschen Ursprungs und bildet eine lange Straße mit ein paar kurzen Nebengassen vom Fuße des Gebirges bis an die nahe Grenze, entbehrt aber nicht des schlesischen „Ringes“, an dem auch ein paar größere Gasthöfe liegen. Zwischen den kleinen Giebelhäusern in Barockformen stehn manche stattliche Gebäude herrschaftlichen Ansehens; hier und da zeigt sich das fürstbischöfliche Wappen mit dem Kardinalshut darüber, aber häufig unterbricht das wohlthuende Grün der Gärten die Gleichmäßigkeit der städtischen Gassen. Stattlich erhebt sich die eintürmige Kirche, ein dreischiffiger Barockbau von 1723, und an einem kleinen grünen Plage an der Jedlitzstraße erinnert die Bronzestatue des Dichters Joseph Christian von Jedlitz, der hier 1790 geboren wurde, seiner ganzen Natur nach ein echter Altösterreicher, an den Anteil, den auch dieses Stück Schlesiens an der deutschen Literatur gehabt hat; auch Eichendorff hat sich gelegentlich hier aufgehalten, und der hochbegabte Komponist Karl Ditters (von Dittersdorf) erhob hier als Kapellmeister des geistvollen, aber auch sehr lebenslustigen Fürstbischofs Grafen Philipp Gotthard von Schaffgotsch

aus dem bekannten schlesischen Magnatengeschlecht (1748 bis 1795), der seit 1766 meist hier residierte, hier auch starb, das kleine Sauerzig zu einem anerkannten musikalischen Zentrum für Schlesien (1769 bis 1795).

Also fiel auch auf dieses weltentlegne Städtchen durch eine Hofhaltung ein Schimmer höherer Kultur, wie so oft in Schlesien. Der Sitz dieser Hofhaltung war das Schloß Johannisberg über der Stadt, das in seinem Namen noch die Erinnerung an seinen Begründer und damit an eine reiche Zeit schlesischer Kultur bewahrt, wie sie aus schmuckvollen Renaissancebauten in Breslau, Liegnitz, Brieg u. a. noch zur Gegenwart spricht. Johann der Fünfte Graf Thurzo, geboren 1464, der Sohn eines Adelsgeschlechts in der nordungarischen Zips, das durch Bergbau emporgekommen war, wurde 1502 zum Koadjutor, 1506 zum Fürstbischof gewählt. In Italien gebildet, ein Anhänger der Renaissance und der von ihr in Deutschland ausgehenden Erneuerung des Schulwesens — er hat der nachmals berühmten Schule von Goldberg ein Privileg gegeben —, begünstigte er die „Neuchlinisten“ und stand mit Erasmus im Briefwechsel; ja er nahm Interesse an den Anfängen Luthers und sandte im Sommer 1520 einen seiner Gläublinge zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg, starb aber 1521. Luther hat ihn den besten aller Bischöfe genannt. Mild, freigebig und prachtliebend erbaute er 1509 das Schloß Johannisberg. Auf bequemen Wegen und Treppen steigt man die Höhe hinan. Der ausgebrehte, hohe, äußerlich ganz schlichte Bau, über den ein niedriger Glocken- und Uhrturm hervorragte, ist sichtlich auf eine große Hofhaltung berechnet. Im Hofe zeigt die Tür das Wappen des Begründers mit der Jahreszahl 1509. Der Fürstbischof Kardinal Kopp war anwesend, das Innere deshalb leider unzugänglich. Aber der herrliche Park, der es umgibt und den ganz flachen ins Land nach Süden, nach dem Gebirge zu verlaufenden vorspringenden Höhenrücken bedeckt, ist jederzeit geöffnet; nur ein schöner, dicht unter dem Schlosse gelegener Ziergarten ist abgesperrt. So kann sich jeder im Schatten mächtiger Bäume und an weiten Wiesenflächen ergehen, und er hat dabei den Blick bald nach dem Städtchen tief unten und auf das weite ober-schlesische Flachland nach der Neiße hin, bald nach dem Waldgebirge im Westen und auf die langen Züge des Mährischen Gesenkes, des Altvatergebirges, das Schlesien von Mähren trennt. Dort marschierten einst in den Schlesischen Kriegen die preussischen wie die österreichischen Kolonnen, denn was man von hier übersteht, ist ein hart bestrittenes Grenzland. Die 1742 festgestellte Grenze aber ist niemals wieder verrückt worden, Johannisberg selbst ist immer österreichisch geblieben. Für die Fürstbischöfe von Breslau hat das seine besondere Bedeutung gehabt. Graf Schaffgotsch fand hier eine Zuflucht, als er bei Friedrich dem Großen, seinem frühern Gönner, in Ungnade gefallen war, weil er im Siebenjährigen Kriege Hinneigung zu Osterreich gezeigt hatte, und während des „Kulturkampfes“ sein damaliger Nachfolger, außerhalb der preussischen Grenze, aber ohne seine Diözese verlassen zu müssen.

Überall, auch in entlegnen und bescheidenen Gegenden, bietet der deutsche Boden unendlich viel des Interessanten und Schönen, doppelt für den, der durch die Gegenwart hindurch die Vergangenheit zu schauen und den innigen Zusammenhang zwischen der geschichtlichen Entwicklung und der Natur zu erkennen vermag. Nur muß man ohne Voreingenommenheit und ohne Vorurteile sehen wollen.

